

Tiere blicken Dich an.

Nina Staehlis jüngste Porträtserie

Dr. Heinz Stahlhut, Sammlungskonservator Kunstmuseum Luzern

Wer bin ich? Diese simple wie grundlegende Frage stellen wir uns im Alltag kaum je. Denn wir glauben die Antwort zu kennen. Aber woher kennen wir sie denn? Was wir unmittelbar von uns selbst sehen können, ist ja immer nur ein Teil. Darauf hat beispielweise der Wiener Physiologe Ernst Mach hingewiesen. In seiner 1911 erschienenen Untersuchung *Analyse der Empfindungen* findet sich auf Seite 15 eine Darstellung, die seither auch in der Bildenden Kunst zahlreiche Nachfolger gefunden hat. Mach zeigt in dieser Illustration den Blick aus seinem linken Augen auf den eigenen Körper: Und da erscheint dieser aus der von Naseflügel und Schnurrbart gerahmten Augenhöhle über die Brust an abwärts bis zu den perspektivisch sukzessive verkleinerten Beinen und Füßen. Mach dient diese Darstellung für seine Argumentation, dass wir von unserem Körper unmittelbar stets nur Teile sehen können und daher diese Beobachtungen in unserer Vorstellung durch Analogien ergänzen müssen. Diesem Manko begegnet der Mensch seit mehreren Jahrtausenden mit dem Spiegel; dieser ermöglicht es uns, nicht nur einen Teil des Körpers, sondern auch das eigene Gesicht als Träger der Mimik zu erblicken. Darum war der Spiegel lange Zeit unabdingbares Hilfsmittel für das Selbstporträt, dessen wichtigste Ziele die Erforschung der eigenen Erscheinung und der inneren Befindlichkeit sind. Der daher das Selbstbildnis oftmals beherrschende, direkte Blick des Porträtierten aus dem Bilde täuscht insofern, als dieser eigentlich nicht dem Betrachter, sondern der genauen Erforschung des eigenen Spiegelbildes gilt. Die scheinbare Unmittelbarkeit des Porträts trägt auch dadurch, dass das Spiegelbild nicht nur der Erforschung, sondern ebenfalls der Erprobung des mimischen Ausdrucks und der Pose dienen kann, die das Gegenüber über die eigene Befindlichkeit täuschen soll. Denn die Funktion des Spiegels können auch unsere Mitmenschen einnehmen. Sie vermitteln uns, wie wir unserer Umwelt erscheinen, welchen Eindruck wir hinterlassen. Von dieser grundlegenden, frühen Erfahrung bezieht das Kinderspiel seine Wirkung, sich durch das Verdecken der eignen Augen vermeintlich selbst zum Verschwinden zu bringen. Das Ausgelöschtsein der eignen Existenz nimmt bei einsamen Menschen existenzielle Formen an, weil diese durch das Fehlen eines menschlichen Spiegels selbst zum Verschwinden gebracht fühlen.

Nicht selten halten gerade solche Menschen sich daher Haustiere, deren Reaktionen die Halterinnen und Haltern der eigenen Existenz versichern. Die jüngsten Arbeiten der in Berlin und Luzern tätigen Künstlerin Nina Staehli bewegen sich auf diesem schon unzählige Male beschrittenen Terrain des Selbstporträts. Während eines Stipendienaufenthaltes entstanden zahlreiche Selbstporträts. In leuchtenden Acryl- und Ölkreidefarben und mit heftigen Strichen ausgeführt bewegen sie sich auf den ersten Blick auf der Grenze zwischen Expressivität und Abstraktion. Immer wieder heben sich aus den Farbfeldern Elemente von Gesichtsdarstellungen; allerdings sind diese stark reduziert auf das Oval, so als ob die Künstlerin erforschen wollte, mit wie wenig Angaben man den Eindruck eines Antlitzes und eines mimischen Ausdruck erzeugen kann. Wenn deutlicher erkennbar, sind es auch häufig keine menschlichen Gesichter, sondern diejenigen von Tieren, die uns aus den satt roten oder schwarz-grauen Flächen entgegenblicken. Dies ist dem Versuch Staehlis geschuldet zu imaginieren, welchen Eindruck wir auf Tiere hinterlassen, die uns anschauen. Die Umkehrung des Blickregimes dient dazu, die ausgetretenen Pfade des Selbstbildnisses zwischen existenzieller

Selbstforschung und hedonistischer Pose zu verlassen und mittels Einfühlung und Empathie neue zu beschreiten.

Beide Elemente sind für Nina Staehlis Arbeiten nicht ungewohnt. Häufig schlüpft sie für ihre Performances in die übergrossen, schweren, aus Gips geformten Big Heads, die wie TearHead und Sparrow in *Glory Land. Trail of Tears* von 2015 Tierköpfe nachahmen. War bei dieser Arbeit, die die Verdrängung der Native Americans von ihrem angestammten Land zum Thema hatte, der animistische Zugang der Indianer zu den von Tieren verkörperten Geisterwesen der Grund für die Verwendung der Tierköpfe, so spielt auch die Spiegelung durch das menschliche Gegenüber in Staehlis Arbeiten immer wieder eine zentrale Rolle. Die Performance *The Wedding* in einem Zuger Supermarkt spielte just mit den grossen Emotionen, die die Zeremonie ungeachtet des ungewöhnlichen Ortes bei den zufälligen Betrachterinnen und Betrachtern auslöste, spiegelte also der Künstlerin und ihrem Team den Eindruck, den ihre Erscheinung bei Ihrem Gegenüber hinterliess, machtvoll zurück.

Insofern fügen sich Nina Staehlis jüngst entstandene Selbstbildnisse bruchlos in ihre experimentelle vermittelte Erforschung des eigenen Selbst und damit als originelle Beiträge in die Geschichte des Selbstporträts ein.